

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

29] Eine Seegeschichte von Peter Egge.
Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Braujewetter.

Einen Augenblick später kannten Alle an Bord das Unglück. Die Steuerleute und der Zimmermann kamen schnell aus der Messe heraus. Die Leute aus der Koop strömten auch herbei. Selbst der Steward watschelte aus seiner Stambüse hervor. Alle hinauf auf die Deck. Die brennende Schute war nur von dort zu sehen; denn die Segel standen im Wege.

Da öffnete sich die Thüre zur Kajüte, und Merry kam hinauf — gerade so gekleidet, wie er sie sich unwillkürlich gedacht hatte. Sie blickte flüchtig nach vorn, ehe sie seine Hand drückte und flüsterte: „Wenn! Wenn!“ Dann setzte sie sich schnell auf den Poller am Backbord. Ihre Brust ging schwer, als wäre sie ein Stück gelaufen. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, und er ihr das seinige. So starrten sie einander lange an und liebkosten sich gegenseitig mit den Augen. Dann richtete sie ihren Blick hinaus. Er wollte ihr von der Zukunft reden. Alle Fragen, die er während der langen Trennung aufgespart hatte, all' das, dessen sein Herz voll war, lag ihm auf der Zunge; aber er wagte nicht zu reden aus Furcht, daß jeden Augenblick jemand kommen könnte oder daß sie von den Matrosen beobachtet werden könnten, die in die Raste gestiegen waren, um besser ausschauen zu können.

Sein Blut pochte ängstlich und fieberhaft erregt . . . Warum sagte sie nichts? Warum sprach sie nicht von dem, was, wie sie wissen mußte, ihn so schrecklich peinigte?

Und um irgend etwas zu sagen, flüsterte er: „Arme Leute!“ als wäre es selbstverständlich, daß sie in Gedanken mit dem Schiffsbrand beschäftigt wäre.

„Wenn die Menschen todt sind, braucht man sie nicht mehr zu beklagen.“ Klang es ganz leise von ihr, ohne daß sie ihm ihr Gesicht zuwandte.

Es waren nicht die Worte, sondern die Stimme, der Ton, der ihm den Athem benahm und seine Brust mit dem kaltschächtigen Griff der Angst umklammerte. Er begriff, daß diese kalten, ruhigen Worte eine Rathlosigkeit verdeckten, eine Verzweiflung, die sie ihm bisher verborgen hatte.

Man vernahm Schritte und Stimmen über das Deck hin. Sie erhob sich, wie um zu gehen.

„Merry, was sollen wir thun? . . . Du sagst nichts? . . . Du . . . Du . . . kannst Dir gar nicht denken, wie fürchterlich ich leide!“

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Sie blieb mitten vor dem Steuerrad stehen.

„Lieber Wenn, glaubst Du, mir geht es besser? . . . Ich kann Dir noch nichts sagen . . . Du mußt Geduld haben!“

Nun erst bemerkte er, wie bleich sie war, und daß ihre Augen trübe und müde aus sahen. Sie drückte seine Hände, die die Steuergriffe hielten, und eilte in die Kajüte hinab.

„Sie weiß selbst keinen Rath . . . Sie findet keinen Ausweg, sie auch nicht.“ flüsterte er mehrmals. Er war mit dem Gefühl zurückgeblieben, als hätten sie einander für ewig Lebewohl gesagt.

Ein Weilschen später wurde er vom Steuer abgelöst und ging nach vorn. Vor der Koop begegnete er Divind, der gerade aus dem Takelwerk herabkam.

„Steig' hinauf und sieh' Dir die brennende Schute an, Junge!“

Wenn antwortete nicht.

„Bist Du krank?“

„Nein.“ kam es tonlos.

„Da ist niemand gerettet; denn es ist keine Spur von einem Boote zu sehen.“ —

Wenn erwartete jedes Mal, wenn er am Steuer stand, am Tage oder am frühen Abend, daß er sie würde sprechen können. Sie mußte einen Ausweg wissen, und sie mußten einen Entschluß fassen, wenn nicht eher, so wenigstens vor dem Tage, da der Kapitän ihn mit an's Land nahm, um ihn abzumustern.

Aber es machte sich niemals so, daß sie einander allein sprechen konnten, weder am Steuer, noch anderwärts. Einmal, als er in der Kajüte Messing putzen sollte, wurde

Jokum mitgeschickt, damit die Arbeit in einem Zug fertig wurde.

Ein ander Mal, als er dort hineinkam, saß der Kapitän und schrieb — und Merry ging hinaus, nachdem sie Wenn einen langen Blick zugeworfen hatte. Es war ihm, als wenn er und ihr Mann sie gemeinsam hinaustrieben.

Die Tage vergingen. . . .

Daß sie ihm nahe und doch so unerreichbar war, steigerte seine Leidenschaft, gab ihr einen fast krankhaften Zug, machte ihn immer verzweifelter.

Eines Nachmittags stand er in frischer Brise am Steuer.

Es hatte viele Stunden ruhig und einformig geregnet. Der Regen und auch der Wind waren kalt. Es tropfte und rieselte auf das nasse, glatte Deck vom Takelwerk und den Raan, von der Reeling und dem Steuerrad herab. Das Regenwasser lief in keinen Wellchen über den schwach wippenden Stompaz hin, sodaß er zu schwimmen schien.

Eine ganze Weile hatte er mechanisch auf die Nadel hingestarrt. Da erblickte er plötzlich ihr Gesicht hinter einer Kajüte-scheibe. Bleich und großäugig und unbeweglich war es ihm zugewandt. Nach der Stellung und dem Ausdruck vermuthete er unwillkürlich, daß sie ihn schon lange so angesehen haben mußte. Er erwartete, sie würde ihm zulächeln; aber das Gesicht blieb unbeweglich. Der Regen peitschte gegen die Scheiben, und das Wasser rann darüber herab und gab dem Gesicht etwas Verzerrtes, Entstelltes. Er mußte mehrmals von ihr fortsehen; denn der Steuermann befand sich in der Nähe. Sobald er wieder dorthin sah, erwartete er, entweder daß sie fort sein würde, oder wenn sie noch da war, daß sie ihm zulächeln würde. Aber es geschah nichts dergleichen.

Als sie ein Weilschen später endlich verschwunden war, wurde es ihm klar, daß sie ihm ganz gewiß zugelächelt hatte; aber der Regen, der an der Scheibe herabließ, hatte ihr Gesicht für ihn so verzerrt, daß er das Lächeln nicht bemerkt hatte.

Mehr war nicht nöthig, um ihm die nächsten Tage noch qualvoller zu machen. Jeden Augenblick stand dieser Anblick vor seinen Augen. Jedes Mal, wenn er an sie dachte, sah er ihr Gesicht hinter einer regennassen Scheibe ihn anstarren — bleich, großäugig, ohne Bewegung, ohne ein Lächeln des Wiedererkennens. Das Gesicht zürnte ihm.

Zimmer wieder sagte er sich, wie das Ganze zusammenhing; aber dennoch peinigte es ihn. Hätte er sie auf Deck zu sehen bekommen, wären diese qualvollen Gedanken vielleicht verschwunden. Aber in den vier bis fünf Tagen die es noch dauerte, bis sie das Land erreichten, ließ sie sich oben nicht sehen.

Er sah das Gesicht auch in seinen Träumen. Da hatte es die Blässe und Starrheit des Todes, und das Wasser rann in Strömen daran herab. Er erwachte voll Angst und in Schweiß gebadet und sah sich verzweifelt um.

Selbst beim Einsegeln kam sie nicht auf Deck. Es war ein hübscher Nachmittag in der ersten Woche des April. Der Himmel war klar. Die Sonne schien warm, und das Meer ging in glitzernden Schwellungen. Das freundliche lichte Havre lag in der Bucht mit einem Sommerhauch darüber, und der Hafen winnelte von Dampfern und Segelschiffen.

Er erwartete so sicher, sie zu sehen. Es war natürlich keine Rede davon, mit einander zu sprechen, nun, da der Lootse und die Steuerleute auf Deck waren; aber, Herr Gott . . . wenn sie nur hinaufkam, dann konnte er sie doch wenigstens ansehen! . . .

Aber sie kam nicht hinauf, und qualvoll stand das blasse, starre Antlitz hinter der Scheibe vor seinem Auge. —

XVIII.

Es ward spät am Abend, bis die Schute berankert war. Am nächsten Tage warteten die Leute vom frühen Morgen an auf die Briefe. Die Mittagspause kam, aber kein Kapitän und keine Briefe.

Der Steward watschelte in die Koop hinein, um Wenn zu bitten, ihm noch an demselben Abend einen Brief an seine Frau zu schreiben.

„Hast Du nichts vom Schiffer gesehen, Steward?“ fragte Jokum.

„Hab' ihn nicht gesehen, Freundchen, seit er gestern mit seiner Frau sich davon machte.“

„So!“
 „Er wollte einen Mann an Bord schicken mit den Briefen, sagte er.“
 „Er ist wohl in eine Kneiperei hineingerathen, und da vergißt er uns.“

(Schluß folgt.)

Am Sterben.

Skizze von Elin Ameen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist ruhig und still im Krankenzimmer. Die Lampe steht auf dem Tisch in der Ecke und ein grüner Schirm beschattet das Licht, so daß es den Kranken nicht belästigt. Auf einem andern Tisch stehen Medizinflaschen, Gläser und sonstiges, was die Nähe eines Krankenlagers verräth.

Der Kranke, ein Mann von einigen fünfziger Jahren liegt ganz still und hat die Augen geschlossen. Der Tod hat schon seinen Stempel auf sein abgezehrt, farbloses Gesicht gedrückt, doch das Morphium hat seine letzten Stunden schmerzfrei gemacht und ihm den betäubungsähnlichen Schlummer gegeben, der ihn unmerklich und unbewußt aus dem Leben hinüber ins Reich des Todes gleiten lassen soll.

Seine Frau sitzt im Nebenzimmer, wo es ganz dunkel ist bis auf den schwachen Streifen gedämpften Lichts, der aus der Krankenstube durch die halb offene Thür hereinfällt. In einem Lehnstuhl versunken sitzt sie und hat den Kopf zurück an die Lehne gelegt. Sie weint, sie, die willensstarke, energische Frau, die sonst selten oder nie eine Thräne vergießt. . . . Sie weiß, daß seine Stunden gezählt sind, daß sie ihn verlieren wird, dessen Stütze sie fünfundzwanzig Jahre lang gewesen ist und mit seinem Fortgehen wird ihr Leben vollkommen inhaltslos werden.

Ein Trost nur, ihr ganzer Trost ist das Bewußtsein, daß sie ihm alles, alles gewesen ist. Er war arm und unbeachtet, als ihre Wege sich kreuzten. Gelehrter aus Reigung und Anlage besaß er keine Mittel, seinen Studien zu leben. Sie nahm sich seiner an, gab ihm sich selbst und ihr Vermögen, so daß er sich ruhig seinem Berufe widmen und einen berühmten und geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erwerben konnte. Unpraktisch und hilflos wie ein Kind, — wie hätte er ohne sie je fertig werden können? . . . Träumer und Phantast, der er war, weich und nachgiebig. — Wie hätte er in der harten, grellen Wirklichkeit ohne sie vorwärts kommen sollen! . . . Alle Hindernisse hatte sie ihm aus dem Wege geräumt; sein Haus und seine Person hatte sie gepflegt, seinen Arbeiten war sie mit Interesse gefolgt, und alles, was das Praktische anging, hatte sie besorgt.

Sie weiß genau, daß er hätte untergehen müssen, wenn sie in jener Zeit nicht seine Frau geworden wäre. Und sie war froh darüber, daß sie ihr Vermögen besessen hatte, denn sie wußte ganz gut, daß er ohne dies Geld nie ihr gehört, es auch nicht gekostet hätte. Sie aber liebte ihn und wollte ihn dem Leben, der Wissenschaft und — sich erhalten. Für ihn wollte sie leben, sein Glück und seine Ehre, sein Wohlergehen sollte ihr Lebenszweck werden. Und sie hatte das Ziel erreicht! Gleichmäßig und ruhig war sein Leben vergangen, friedlich und ohne Stürme war ihr Zusammensein alle die Zeit geblieben.

Er war wohl immer schweigsam und etwas verschlossen gewesen, allein sie hatte es an seinem Lächeln und seinen Blicken ablesen können, wenn er zufrieden war.

„Wie Du willst“ — „Das weißt Du am besten“ waren stets seine Worte gewesen; und wie sie wollte, war es auch geschehen — immer zu seinem Wohl, zu seinem Glücke.

Ihre Gefühle für ihn hatten alles einbegriffen, was in einem Frauenherzen Platz hat — Mutterliebe, Gattenliebe, die Gefühle einer Geliebten, und in alle hatte sie ihre ganze starke, energische Natur gelegt.

Sie hatte sich eigentlich nie Rechenschaft gegeben, wie viel sie von ihm zurück bekam. Er gehörte ihr, seine Existenz war ihre Schöpfung; ihre Pflege, ihre Gedanken waren sein in jeder Stunde ihres Lebens. Das war ihr genug, und das machte sie vollkommen glücklich.

Als sie sich zuerst trafen — damals hatte er eine andere geliebt. O, sie erinnerte sich ihrer wohl, durch sie waren sie ja mit einander bekannt geworden, durch die hübsche Marie Luise, die weiter nichts als ihre blonde Schönheit und ihre reizende Mädchenhaftigkeit besaß — ohne Begabung, ohne Kraft, arm wie er. . . . Was wäre wohl daraus geworden, wenn die sich bekommen hätten! Nein, Marie Luise hätte nie und nimmer für ihn gewollt, sie, die weiter nichts vom Leben kannte, als seine ideale Seite, und seine Poesie. Aber man kann von Liebe und Mondschein nicht leben — wie die beiden verliebten Thoren damals glaubten.

Einmal hatte sie die hübsche Marie Luise von heißer Leidenschaft ergriffen gesehen, die ihre blauen Augen blitzen und ihre zarten Wangen glühen machte. Es war das erste und letzte Mal gewesen, als sie von ihm gesprochen hatten, und da hatte Marie Luise ausgerufen:

„Du kannst dein Leben mit Deinem Gelde kaufen, aber meine Liebe gehört mir.“

Aber Marie Luise's Worte waren nicht zur Wahrheit geworden.

O, sie war überzeugt davon, daß er sie längst, längst vergessen hatte. Marie Luise's Namen war in all' den fünfundzwanzig Jahren nicht von ihnen genannt worden. Sie selbst wußte nur so viel, daß die frühere Rivale noch unverheiratet als arme Lehrerin in einer kleinen Stadt ihr Leben fristete. Freilich alle Naturen sind nicht gleich, und ihr Mann hatte nie zu denen gehört, die ihre Gefühle zeigen oder gar von ihnen sprechen, aber sie war doch gewiß, daß sie seine volle ungetheilte Reigung besessen hatte. Und daß war doch ein großer Trost, eine theuere Erinnerung, an der sich für den Rest ihres Lebens, den sie ohne ihn durchwandern sollte, festhalten konnte — dann würden die Einsamkeit und die Leere weniger schwer. . . .

Sie erhob sich und ging leise in das Krankenzimmer. Sie hatte keine Ruhe mehr, sie mußte bis zum Ende bei ihm bleiben, seinen letzten Athemzug sollte er in ihren Armen thun.

Sie beugte sich über das Bett. Er war so still, — er konnte doch nicht. . . . Sie holte schnell die Lampe heran und trat mit ihr an das Bett. Ihr Schein fiel klar über sein Gesicht mit den feinen, fast frauenhaft weichen Zügen.

Vielleicht war es die Empfindung des Lichtes, das auf ihn fiel, oder das schwache Bewußtsein, daß jemand sich über ihn beugte, das ihn die Augenlider aufschlagen ließ. Aber die Augen sahen gebrochen aus, sie begegneten nicht dem angstvollen Blick der Frau, sondern schauten an ihr vorbei, wie in weite, weite Ferne, als suchten sie etwas. . . . Er bewegte seine Hand, als wollte er sie erheben — ob er sie schmeichelnd jemandem aufs Haupt legen wollte? — aber sie sank kraftlos auf die Decke zurück. . . . Seine Lippen öffneten sich ein paar Male, als ob sie etwas sagen wollten. Sie beugte sich tiefer über ihn und näherte ihr Ohr seinem Munde. Mit Mühe brachte er seine letzten Worte hervor, leise, wie der letzte schwache Seufzer des Lebens:

„Bist Du es. . . Marie Luise? — Bist Du. . . endlich — da?“

. . . Als die stattliche Frau eine Weile nachher das Krankenzimmer verließ, das zum Sterbezimmer geworden, war alle Farbe aus ihrem Gesicht gewichen, und sie erschien fast ebenso bleich wie der Todte drinnen auf dem Lager.

Kleines Feuilleton.

— 14 000 Meilen-Depesche in 35 Minuten. Die „New-Yorker Handels-Zeitung“ schreibt: Die Kabeldepesche aus Manila, welche die Meldung enthielt, daß der Kommandant des amerikanischen Geschwaders, Kommodore Dewey, sich an Bord, die im Hafen von Manila liegende Flotte anzugreifen, langte 35 Minuten nach ihrer Aufgabe in Manila in New-York an. In dieser Zeit hatte die Depesche eine Entfernung von mehr wie 14 000 englische Meilen zurückgelegt und war von einem Duzend oder mehr Telegraphenlinien aufgenommen und weiter befördert worden. Von hohem Interesse ist die Route, welche diese Kabeldepesche von ihrem Aufgaborte Manila bis zur Ankunftsstation New-York genommen hat. Von Manila nach Hongkong lief dieselbe über das Kabel, welches inzwischen durchschnitten worden ist. Von Hongkong lief die Depesche über das 460 Meilen lange unterseeische Kabel nach Saigoun in der französischen Kolonie Cochinchina. Ein weiteres Kabel von 630 Meilen Länge brachte die Depesche nach Singapur. Von dort nahm das Telegramm in einer Entfernung von 338 Meilen seinen Weg um die malayische Halbinsel nach Penang und kreuzte dann von Penang bis nach Madras in Englisch-Indien die Bah von Bengalen. Die Distanz von Penang bis nach Madras beträgt 1498 englische Meilen. In Madras erreichte die Depesche die erste festländische Telegraphenlinie, welche sich in einer Entfernung von 800 Meilen von Madras nach Bombay erstreckt. Von dort wurde die Depesche durch das im indischen Ozean gelegte Kabel nach dem 1850 Meilen entfernten Aden, dem Gibraltar des Rothens Meeres und von dort durch das Kabel des Rothens Meeres nach dem 1403 Meilen von Aden entfernten Suez in Egypten befördert. In Suez wurde die Depesche 200 Meilen weit über den festländischen Telegraphen nach Alexandrien telegraphirt. Dann wurde die Depesche über das unterseeische Kabel nach der englischen Mittelmeer-Insel Malta, von dort nach Gibraltar weiter befördert. Die Länge der beiden letztgenannten Kabel beträgt 2039 Meilen. In Gibraltar gelangte die Depesche auf einem 337 Meilen langen Kabel nach Caravellos bei Lissabon und von dort mit dem 856 Meilen langen Ozeankabel von Lissabon nach Parthenery, der Kabelstation in Landseen, an der Südküste von England. Von dort, aber nicht direkt, sondern auf dem Umwege über London und Waterville in Irland, gelangte die Depesche dann mit dem atlantischen Kabel nach seinem Bestimmungsplatze New-York. Die Gesamtentfernung, welche die Depesche in 35 Minuten durchlaufen hat, beträgt, wie bereits eingangs erwähnt, 14 000 Meilen, oder mehr wie zwei Drittel des Erdumfanges. —

— Ein Gesetz wider das Tabakrauchen. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Christiania geschrieben: Schon seit einiger Zeit fühlt man sich hier durch das Ueberhandnehmen des Tabakrauchens von Seiten ganz junger Leute und Kinder stark beunruhigt, und die angezeigten Pädagogen und Aerzte stimmen darin überein, daß das Tabakrauchen nicht erwachsenen Personen sowohl physisch wie physisch schädlich sei. Das sogenannte „Sozialkomitee“ des Storchings hat sich nun veranlaßt gesehen, einen sehr rigorosen Gesetzesvorschlag aus-

zuarbeiten, dessen Annahme durch das Plenum mit Sicherheit erwartet werden kann. Laut dem Vorschlag wird es in Städten unbedingt verboten werden, an Personen unter 16 Jahren Tabak zu verkaufen; auf dem Lande wird ein solcher Verkauf nur in dem Falle gestattet werden, daß die betreffende minderjährige Person einen auf ein bestimmtes Quantum lautenden Requisitionszettel repräsentiert, der von einem dem Verkäufer persönlich bekannten Erwachsenen eigenhändig unterschrieben ist. Jedoch soll es auf dem Lande der lokalen Obrigkeit freistehen, die für die Städte geltenden Bestimmungen zur Anwendung zu bringen. Weiter soll es in den Städten und auf dem Lande allen Erwachsenen strengstens verboten sein, Minderjährigen gegen oder ohne Zahlung Tabak, gleichgültig in welcher Form, zu überlassen. In Tabakfabriken darf niemand unter 16 Jahren angestellt werden. Die Polizei soll ermächtigt werden, jedem Nichtraucher, der öffentlich raucht, Tabak und Pfeife wegzunehmen. Jede Uebertretung dieser Gesetzesbestimmungen wird mit einer Geldbuße von 2 bis 100 Kronen bestraft. —

Literarisches.

—1.— Marcel Prévost: „Eine Pariser Ehe“. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. Paris, Leipzig, München 1898. Albert Langen. — Das vorliegende Buch ist ein Stück jener echten, französischen Literatur, die bei uns in Deutschland ebenso viele Anhänger wie Gegner sich zu machen verstanden hat. Hier handelt es sich um eine junge, hübsche Pariserin, welche in Tagebuchform ein Stück ihres Ehelebens mittheilt. Durch irgend einen Zufall hat sie erfahren, daß ihr Gatte sie hintergeht. Sie beschließt nun, sich an ihm zu rächen, und zwar so, daß sie gleiches mit gleichem vergelten will. Ein Liebhaber ist auch bald gefunden, allein im entscheidenden Augenblick verläßt sie die Kourage, verwirrte Moralbegriffe drängen sich herauf — und die eheliche Treue bleibt Siegerin. Die winzige Handlung ist so gewaltsam, wie nur irgend möglich, auseinandergezerrt und mit verschiedenen Ruditäten und Frivolitäten gespidt. Für manchen Geschmack mag ja eine derartige Lektüre recht anziehend und unterhaltend sein. Hoffentlich wird es auch einige geben, denen dieses leichte, witz- und geistlose Gepolauer weniger empfehlenswerth erscheint. —

Theater.

Im Goethe-Theater trat am Montag Fräulein A b e l e S a n d r o d vom Wiener Burgtheater zum ersten Male als Gast auf. In Wien, wo mit der Schauspielerei ein lächerlicher Kultus getrieben wird, gilt Frä. Sandrod als erstklassige Schauspielerin. Wenigstens für eine bestimmte Klique. Im Goethe-Theater eröffnete sie ihr Gastspiel in der Komödie „Francillon“, einem der schwächsten Werke des jüngeren Dumas. Dem es giebt Komödien-spiel statt des Lebens. Vielleicht war das Antrittsstück schlecht gewählt, jedenfalls hatte jener Theil des Publikums, der sich nicht von der Reklame blenden läßt, nicht die Ueberzeugung gewonnen, man habe es mit einer schauspielerisch großen Natur zu thun; zu Anfang enttäuschte sie völlig. Dann erkannte man allmählig ihre Spezialität; sie weiß geistreich zu plaudern, und den Ton erkünstelter Naivetät trifft sie meisterlich (wie sie auch naive Verderbtheit trefflich darstellen soll). Im Verlauf gab sie sich heroischer, als solch armseliges Fränzchen könnte, das doch nicht den Muth hat, seinen Gatten zu betrügen. Dies Tragisch-Heroische war so geflissentlich betont, daß es wieder den Eindruck des Erzwungenen machte, und am Ende kalt ließ. — Will uns Frä. Sandrod nächstens am Ende eine kalte Maria Stuart vortühren? Das ist ihre zweite Gastspielrolle. —

—r.— Luise-Theater. Bei den Poffen vom neuen Schnitt, in denen der Tritot den Humor erleben muß, kommt ein Direktor nur schwer auf die Kosten und daher ist es begreiflich, daß man auch im Luise-Theater forscht, den Vorrath der sechziger und siebziger Jahre auszubündern. Am Montag ist „Der Mann im Monde“, jene alte Schimäre von Eduard Jakobson gegeben worden. Sie ist wahrlich nicht sehr gehaltvoll, und das bisher aktuelle Kowplet-schminke, das ihr oberflächlich aufgetragen ist, verdeckt nur nothdürftig die Mangeln ehrwürdigen Alters. Aber vergleicht man sie mit neueren Albernheiten, so liegt immerhin etwas menschlich-anheimelndes in dieser Gefangenspoße. Der Kanzleirath, den die schwierige Lebensaufgabe, seine fünf Töchter an den Mann zu bringen, zu verzweiflungsvollen Sprünge treibt, die Familienmutter, bei der das Hausstandsgeld trotz aller Sparsamkeit nur bis zum fünfzehnten reicht, und der weibliche Springinsfeld, der sich dem afrikanischen Abenteuer, dem fremden Mann im Monde verschreibt, um das Elternhaus zu entlasten, das sind Gestalten, die auch in der Karrikatur noch ein bißchen natürlich sind und deshalb sympathisch berühren. Die Hauptrolle des Stückes, der Badisch Vera, wurde von der Soubrette Emma Frühling mit liebenswürdiger Schelmerei gegeben. Auch sonst spielte man flott und frisch. —

—ce.— Eine „Johannes“-Interpellation. In einer Sitzung des Berner Stadtraths verlangte dieser Tage Prof. Reichel Aufschluß über die Motive, welche die vom Gemeinderath gewählte Theaterkommission veranlaßten, sich der Aufführung von Sudermann's „Johannes“ zu widerlegen. Finanzdirektor Müller beantwortete die Interpellation in folgender eigenartiger Weise: Da das Stück in bezug auf die Zahl der Personen außerordentliche Anforderungen an das Theater richte, habe die Theaterkommission den Theaterdirektor Kruse gefragt, welche Kräfte für die Aufführung in Aussicht genommen seien. Als keine befriedigende Antwort erfolgte, sei die Aufführung untersagt worden. —

Kunst.

— Für die National-Gallerie wurde eine Arbeit des in Charlottenburg lebenden Bildhauers Fritz Klimsch, eine jugendliche, mit antitem Gewande drapirte Tänzerin in Bronze-guß, vom Staate angekauft. Gleichzeitig wurde bestimmt, daß sie im Jahre 1900 in Paris zur Ausstellung gelangt. —

— Der Streit in der Berliner Künstlerschaft will noch nicht zur Ruhe kommen. Zwar scheint es, als ob die Proteste sich wieder einmal rückwärts konzentriren wollten. Eine Protestversammlung im Verein Berliner Künstler, die gegen die Jury veranstaltet werden sollte, ist in Frage gestellt. Die zur Einberufung einer Hauptversammlung nöthigen Unterschriften waren vorhanden, doch sind dem Künstler, der die Sache in die Hand genommen hatte, „Bedenken“ gekommen. Andere beharren auf ihrer Forderung. — Inzwischen werden immer neue merkwürdige Fälle von Entscheidungen der Jury bekannt. Ein hervorragender Künstler war in Gefahr, eine Ablehnung zu erfahren, als noch rechtzeitig bemerkt wurde, daß dieser Maler im Besitze der großen goldenen Medaille und infolge dessen jurehrei ist. Bezeichnend ist folgende Geschichte, die eine Korrespondenz als beglaubigt erzählt: Von den strengen Juroren dieses Jahres war Herr Romad Dielitz der strengste. Er wollte alles zurückweisen, namentlich Porträts konnten ihm nicht genügen. Als er wieder einmal gegen ein Bildniß sprach, machte ihm Herr v. Werner ruhig den freundschaftlichen Vorschlag: „Vielleicht lassen Sie einmal Ihre Bilder hereinholen; wir wollen doch einmal sehen, ob sie so gut sind wie die, die Sie zurückweisen wollen!“ Herr Dielitz konnte einer plötzlichen Erkrankung wegen den folgenden Jury-sitzungen nicht beiwohnen. —

Kulturhistorisches.

— dg.— Getreidehandel in alter Zeit. Die theuren Kornpreise, die augenblicklich im öffentlichen Leben eine so große Rolle spielen, lenken unwillkürlich den Blick zurück auf die Handhabung des Getreidehandels in früheren Zeiten. Ausländischer Import kam damals nicht in Frage, die Städte und Dörfer handelten dagegen untereinander. Einfuhr von Getreide wurde in allen Städten gern gesehen. Während sonst alle Marktwaaren hohen Zöllen unterworfen waren, ließ man das Getreide frei passieren. Die Hansestädte drohten 1487 sogar denen, die ihr Getreide in andere Häfen verkaufen würden, mit Konfiskation. Als gewöhnlicher Umschlagplatz galt der Wochenmarkt. Die Maaze, nach denen verkauft wurde, mußten schon im 13. und 14. Jahrhundert geächtet sein. Jede Stadt hatte ihre öffentlichen „Fruchtmesser“, die das Korn mit dem städtischen Maß nachmachten. Von jedem Scheffel erhielten sie einen „Halblinch“, (das ist ein halber Pfennig) Maßgeld. Als Kornmüller aufzutreten war ihnen indeß verboten. Nach dem allgemeinen Marktrecht durfte das Korn nur auf dem Marke verhandelt werden, den Bauern entgegenzugehen und ihnen die Frucht vor dem Thore abzunehmen, war streng und bei hoher Strafe untersagt. Wer es doch that, verlor seine Waare. Ebenso durften die Wirthge auf ihren Höfen keinen Getreidehandel dulden.

In Süddeutschland hatte man eigene Kornhäuser, in denen der Verkauf geregelt wurde. Gewöhnlich fand der Kornmarkt am Mittwoch und Sonnabend statt. Er wurde durch Glockenläuten oder das Aufziehen der Marktschneise eröffnet und ebenso geschlossen. Vorher oder nachher zu kaufen, war bei strenger Strafe verboten. Sonderbarerweise hatten in fast allen älteren Städten die Bürger das Vorkaufsrecht. Erst wenn sie ihren Bedarf gedeckt hatten, durfte der Bäcker, der Müller und der Brauer an den Einkauf denken. Hatten auch diese ihr Theil in Sicherheit, kamen die Fremden an die Reihe. In jenen Tagen hül fast jeder Bürger allein im Hause. In Nürnberg war dem Bürger während des ganzen 14. Jahrhunderts verboten, mehr Kornvorrath zu kaufen, als er für seinen Haushalt gebrauchte. In Freyberg mußten die Bäcker im 1307 jedem Bürger, der sie um Korn anging, dasselbe zum Einkaufspreise lassen. In Eßlingen durfte der Bäcker nie mehr als für einen Monat Vorrath kaufen, Fruchtmüller kannte der Getreidemarkt früherer Zeiten nicht. Die Marktordnungen ahndeten sogar die Einmischungen von Unterhändlern mit schweren Strafen. Der Getreidehandel en gros galt allgemein als Bucher und wurde als solcher bestraft. In Zeiten der Theuerung durften Fremde auf den Wochenmärkten überhaupt nicht kaufen. —

Medizinisches.

— ie.— Ein altes ägyptisches Heilmittel in der Gegenwart. Dr. Desele in Neuenahr, der sich durch viele Untersuchungen über die Geschichte der Heilkunde ausgezeichnet hat, macht neuerdings in der „Allgemeinen Medizinischen Central-Zeitung“ darauf aufmerksam, daß die alten Ägypter für eine und dieselbe Krankheit, die Gallenstein-Stein, bereits dasselbe Mittel anwandten wie die moderne Medizin, nämlich Olivenöl. Freilich konnten die Ägypter der Vorzeit die Krankheit nicht von anderen, von akuten Unterleibsschmerzen begleiteten unterscheiden, wandten das Mittel daher bei solchen allgemein an und probirten die Art der Anwendung nach dem Erfolge aus. Das jahrtausendalte Rezept lautete nach einem Papyrus: „Zu vertreiben jeden Schmerz im Unterleibe: geröstete Feigen mit frischem Baumöl ausziehen, Coriander mit frischem Baumöl ausziehen, und Azaieblüthen mit frischem Baumöl ausziehen, es wird gemischt, es wird eingenommen vom Kranken mit Schmerzen im Unterleibe. Lasse ihn nachtrinken.“ An anderer

Stelle wird noch hinzugesetzt: "Von jedem (jener Auszüge) 1/2 Liter und mit 1/2 Liter Wein zusammen gemischt und getrunken vom Kranken mit Schmerzen im Unterleib." Die alten Ägypter müssen danach einen recht tüchtigen Zug gehabt haben, wenn sie 1 bis 2 Liter auf einmal heruntertrinken konnten, sie hätten damit sogar im heutigen München vielleicht Anerkennung gefunden. Außerdem wäre das Trinken größerer Mengen von Del überhaupt heute nicht nach jedermanns Geschmack, wenn es auch durch geröstete Feigen, Azazienblüthen und Coriander schmackhafter gemacht werden sollte. Die "Mischung" mit Wein war dabei zunächst ziemlich belanglos, da das Del natürlich oben auf blieb und der Wein erst zum Hinzutrinken herankam, nachdem der Patient seinen Liter Del geschluckt hatte. Wenn auch die heutigen Aerzte noch das Del als Mittel gebrauchen, so müßten sie doch glücklicherweise den Kranken nicht mehr solche erschreckliche Leistungen zu-

Astronomisches.

— Ein räthselhafter Stern. Ueber einen merkwürdigen veränderlichen Stern berichten die Professoren Müller und Kempf vom Astrophysikalischen Observatorium in Potsdam in den "Astronomischen Nachrichten". Die beiden Herren sind dort damit beschäftigt, die Helligkeit der Fixsterne mit einem sehr feinen Apparat für die Messung von Lichtstrahlen genau zu bestimmen bis auf Hunderttheile der Größenklasse. Während das unbewaffnete Auge bekanntlich nur die Sterne bis zur sechsten Größe wahrnehmen kann und höchstens für Helligkeitsunterschiede vom Betrage einer halben Größenklasse empfindlich ist, benutzt man in Potsdam die Schwächung des Lichtes beim Durchgang durch Knochige Prismen und durch verschiebbare keilförmige dunkle Gläser, um weit größere Feinheiten in den Lichtintensitäten festzustellen, und beobachtet außerdem vornehmlich Sterne, die bloß das Fernrohr zeigt. Nur den besonders sorgfältigen Potsdamer Messungen war die Entdeckung, über die wir hier berichten, möglich. Ein Stern in 3 Uhr 49 Minuten 8 Sekunden gerader Aufsteigung und 30 Grad 46 Minuten nördlicher Abweichung, an der Grenze der Sternbilder Stier und Perseus, zeigte sich während der vier Jahre 1888—1891 stets von der Helligkeit 6.32, hierauf wurde er in den Jahren 1892 bis 1894 nicht beobachtet, die seitdem wieder begonnenen Helligkeitsabmessungen aber zeigen eine fortschreitende Lichtabnahme bei diesem Stern. Seine Helligkeit war 1894 = 6.44, 1895 = 6.60, 1896 = 6.69, 1897 = 6.82 und 1898 = 6.92. Das ist eine durchschnittliche Abnahme von 0.12 oder etwa 1/8 einer Größenklasse pro Jahr. Das Räthselhafteste ist, daß der Stern in den Jahren 1888—1891 von unveränderter Helligkeit war, was durch photographische Bestimmungen seiner Helligkeit, die zufällig in den Jahren 1886 und 1887 in Cambridge bei Boston gemacht wurden, bestätigt wird, so daß der Stern mindestens sechs Jahre gleichmäßig helles Licht ausstrahlte. Die Astronomen stehen hier vor einer völlig neuen Erscheinung. Der Stern ist schon über 100 Jahre bekannt, doch sind die Helligkeitsabmessungen der früheren Jahre nicht genau genug, um mehr auszusagen, als daß der Stern immer 6. bis 7. Größe gewesen ist. Ist es ein veränderlicher Stern, so würde er sich höchstens den Sternen vom Mira-Typus anschließen lassen, die ziemlich unregelmäßig ihr Licht in langen Zeiträumen ändern; freilich sind die zwölf Jahre, in denen die Helligkeit des Sternes sich erst konstant, dann veränderlich zeigte, dann erst ein Theil der Zeit, in der sich der ganze Lichtwechsel vollzieht, und die Periode ist jedenfalls ganz ungewöhnlich viel länger, als jede bisher bekannte. Doch spricht gegen diese Annahme, daß die veränderlichen Sterne vom Mira-Typus alle röhlich sind, während unser Stern gelblich ist. Oder sollten wir es hier mit einem Stern zu thun haben, dessen Licht dauernd abnimmt, der also dann einst gänzlich für unsere Wahrnehmung verschwinden würde? Auch dafür ist kein ähnlicher Fall bisher bekannt. Wir stehen somit noch vor einem Räthsel, an dessen Lösung in Potsdam durch fortgesetzte Beobachtung des Sternes gearbeitet wird und das unser Wissen über die Vorgänge im Weltalle wieder um einen interessanten Fall bereichern wird.

Meteorologisches.

k. Mit dem herannahenden Sommer naht wieder die Zeit der Gewitter; es dürfte daher nicht uninteressant sein, auf eine eigenthümliche Naturerscheinung aufmerksam zu machen, die Kugelblitze. Die Kugelblitze unterscheiden sich von Blitz- und Flächenblitzen in Dauer, Geschwindigkeit und Form. Die Kugelblitze sind im Gegenjase zu anderen Blitzen zuweilen minutenlang sichtbar, sie bewegen sich ferner ziemlich langsam von den Wolken zur Erde, so daß das Auge deutlich ihren Lauf verfolgen und ihre Geschwindigkeit zu schätzen vermag. Die Gestalt ist kugelförmig. Fast stets sind mit der Erscheinung der Kugelblitze starke elektrische Entladungen der Atmosphäre verbunden. Die spezielle Erklärung der Erscheinung steht noch aus.

Technisches.

— Das "Centralblatt der Bauverwaltung" schreibt: Die Pennsylvanische Eisenbahn-Gesellschaft hat soeben bei der Schoen Pressed Steel Co. in Pittsburg 1000 stählerne Güterwagen für den Betrag von rund 4 Millionen Mark bestellt, die als die größten bezeichnet werden, die überhaupt je in Auftrag gegeben worden sind. Sie haben 10 Fuß englisch (3.05 Meter) Höhe über Schienenoberläufe und eine Tragfähigkeit von rund 50 Tonnen; denn es wird gesagt, daß sie Erze im Gewichte von 110 000 englischen Pfund (49,8 T.)

und Kohle bis zu 104 000 Pfund (47,1 T.) führen können. Dieser waren die größten Wagen Holzwagen von 80 000 Pfund (36,2 T.) Tragfähigkeit. Der großen Tragfähigkeit entsprechend, werden die neuen Wagen ungewöhnlich stark gebaut. Ihr Eisengewicht beträgt 38 000 Pfund (17,2 T.). Die Achszapfen haben Abmessungen von 140 zu 254 Millimeter. Die Ablieferung der Wagen, mit deren Bau im Juli d. J. begonnen wird, soll am 1. Oktober beendet sein; sie werden alsdann auf den Pennsylvanischen Linien zwischen Pittsburg und dem Erie-See verkehren.

Humoristisches.

— Deutlich. In einer Gesellschaft werden wieder einmal einige Schwiegermutter-Witze erzählt. Erboft darüber, wendet sich eine der Damen, glückliche Weigerin von drei unverheiratheten Töchtern, zu einem still dasigenden, schüchternen, jungen Mann, der sich an der "Hege" nicht betheiligte hatte, mit den Worten: "Sie sind wohl auch ein Feind der Schwiegermütter?" "O nein", erwiderte dieser sanft, "so weit lasse ich's gar nicht kommen." — Boshaft. Sonntagsjäger (renommirend): "Kaum war ich eine Viertelstunde auf der Jagd, so lag schon ein todtter Hase zu meinen Füßen!" — Dame: "Ja, giebt's denn unter den Hasen auch Selbstmörder?" — (Flieg. Bl.) — Wahres Sprichwort. A.: "Ich habe drei Aerzte zu Rathe gezogen, und doch ist meine Frau so schnell gestorben!" — B.: "Ja, ja, viele fleißige Hände machen der Arbeit bald ein Ende."

Vermischtes vom Tage.

— In der "Deutschen Tageszeitung" vom 11. d. M. ist zu lesen: "Der Kommandeur der Division Keapel, General Malachia, ist zum außerordentlichen königlichen Kommissar mit Vollmachten zur Wiederherstellung der Ordnung ernannt worden." — Ueber die Ausrottung des Waldmeisters in märkischen Wäldern wird vielfach Klage geführt. Die Sammler des aromatischen Krauts begnügen sich nicht mit dem Pflücken der Blätter, sondern reißen meist auch die Wurzeln mit heraus. An vielen Stellen ist daher der Waldmeister bereits fast gänzlich verschwunden. — Der Anstaltsarzt einer größeren Pflegestation im Kreise Militsch verlangte von einer Breslauer Feuer-Versicherungsgesellschaft Schadenersatz für einen Gänsebraten, der durch Ueberheizen des Ofens verbrannt war. Die Gesellschaft forderte koulant die Schadenliquidation; nur müsse der Arzt auch den "Brand", wenn es noch nicht geschehen sein sollte, der Ortspolizeibehörde bestimmungsgemäß zur Anzeige bringen. — Auf dem Frischen Haff kenterte bei Elbing im Wirbelwind ein Schifferboot. Vier Personen ertranken. — In Rybnik tödtete eine Fabrikarbeiterin, deren Mann von ihr getrennt lebt, ihr uneheliches Kind durch Messerstiche und vergrub die Leiche, in einem Korbe verpackt, auf einem Turnplatze. — Schwere Gewitter und wollenbruchartige Regen richteten in der Umgegend von Wiesbaden schweren Schaden an. Einige Dörfer wurden überschwemmt. Laubeneigroße Hagelkörner vernichteten vielfach Saaten und die Raumblüthe. In Doyheim wurde ein Knabe weggeschwemmt; er erkrankt. — In Karlsruhe erstach ein Italiener einen Dienstknecht nach kurzem Wortwechsel auf der Straße. — Bei einem Wirthshausstreich wurde in der gleichen Nacht ein Kanonier durch einen Stich in den Unterleib tödtlich verletzt. — Beim Blummepflücken stürzte ein Student aus Böhmen vom Göttinger Gebirge und wurde schwer verletzt aufgefunden. — Ein internationaler Vogelshuß-Kongreß findet im August d. J. in Vorn statt. — Bei einer Villa in Chiavenna (Schweiz) wurde eine verscharrte Leiche mit gebundenen Händen gefunden. Man vermuthet, daß es die Leiche des vor 1 1/4 Jahren in der dortigen Gegend verschwundenen Dr. Süßmilch aus Dresden ist. — Die oberitalienische Stadt Como rüstet sich, als Geburtsstadt des Physikers Volta, zu der hundertjährigen Gedächtnisfeier der Entdeckung des galvanischen Elementes. Bereits 1794 hatte Volta das nach ihm benannte Element schon zusammengestellt, aber erst 1799 wurden seine Experimente von ausschlaggebender Bedeutung für die Wissenschaft. — Den ersten Preis für Verdienste um die Thierwelt erhielt von der französischen Thierjagdgesellschaft diesmal Henri Rochefort. Er hatte durch einige scharfe Artikel viel zur Unterdrückung der Stiergeheute in Frankreich beigetragen. — Auf dem Pariser Hauptbahnhof der Linie Paris-Lyon wurde ein Postfach mit einer halben Million in Werthpapieren und 12 000 Francs in Gold gestohlen. — Die Strenge der amerikanischen Zollbehörde mußte der berühmte französische Porträtmaler Volpini erfahren. Er sandte ein Porträt Verdis zu einer Ausstellung nach New-York und gab den Werth desselben auf 400 Dollars an. In der Ausstellung erfuhr man, daß es 5000 Dollars koste. Volpini mußte den Unterschied der Zollsumme und eine Wutze dazu zahlen.